

„Niemand von unseren Gästen versteht sich als Flüchtling“

Martina Bäurle leitet die Hamburger Stiftung für politisch Verfolgte. Wir sprachen mit der Geschäftsführerin über das erste Lächeln ohne Angst, die neue deutsche Abschottungspolitik und Menschen, die nicht aufhören können, sich gegen alle Widerstände für die Freiheit einzusetzen ...

■ VON HOLGER ISERMANN

Frau Bäurle, was bedeutet es für Sie, wenn jemand politisch verfolgt ist?

Politische Verfolgung im Sinne der Definition von Asyl erfolgt durch Staaten. Das ist aber nicht mehr immer der Fall, denn inzwischen gibt es auch viele andere Akteure, etwa Paramilitärs, Guerillas oder islamistische Gruppen, die versuchen das Engagement für die Freiheit mit Repressionen, Folter oder Mord zu unterbinden. Wir als Stiftung fassen politische Verfolgung also sehr weit.

Sie leiten die Stiftung schon mehr als 30 Jahre. Spüren Sie, dass Autokratien weltweit auf dem Vormarsch sind?

Es gibt inzwischen mehr Autokratien als Demokratien auf der Welt und Männer wie Putin oder Trump wirken hier als Vorreiter. Sie machen den kleineren Autokraten von Erdogan bis Orban Mut, es ihnen gleichzutun und die politische Freiheit einzuschränken. Die Räume für Menschen, die sich für die Demokratie einsetzen, werden so immer kleiner – durch neue Gesetze, das Verbot von Organisationen, eingefrorene Konten, Gefängnisstrafen. Die Palette an Werkzeugen in der Hand von Autokraten ist sehr groß und reicht bis zu Folter und Mord.

Erhalten Sie mittlerweile mehr Bewerbungen für einen Aufenthalt in Hamburg als früher?

Ja, es sind mehr geworden. Vor allem aber bewerbensich inzwischen auch die verfolgten Menschenrechtler*innen oder Journalist*innen selbst – und

zwar aus der ganzen Welt. Das überrascht mich schon manchmal, denn dazu muss man uns ja auch kennen. Früher haben in der Regel Organisationen wie Amnesty International oder Reporter ohne Grenzen die Menschen vorgeschlagen.

Wie schwer fällt es Ihnen, Menschen abzusagen, die existenziell bedroht sind?

Es ist grauenvoll, weil wir letztendlich Schicksal mit dem Leben von Menschen spielen. Von den aktuell 35 Bewerbungen wähle ich 10 bis 15 aus, dann muss der Vorstand entscheiden. Und wir quälen uns alle mit der Frage, nach welchen Kriterien wir beschließen, wer sich ein Jahr lang in Hamburg erholen kann und wer nicht. Ich versuche das konstruktiv zu verarbeiten, indem ich bei anderen Organisationen oder Programmen anfrage und so versuche, denen, die nicht zu uns

kommen können, eine alternative Brücke zu bauen.

Konkret sprechen wir also von 35 Personen, die bedroht sind, weil sie sich in ihrer Heimat für Freiheit und Demokratie einsetzen. Müsste man diesen exponierten Menschen nicht unabhängig von Ihrer Stiftung Asyl gewähren – Sie also praktisch überflüssig machen?

Wir haben uns zusammen mit über 90 internationalen Organisationen in Brüssel für humanitäre Visa stark gemacht. Das ist genau der Aufenthaltsstatus, den jeder Staat in Europa an Menschen vergeben kann, die aufgrund ihres Engagements verfolgt sind. Das hat in der Vergangenheit immer mal wieder geklappt, beispielsweise an russische Dissident*innen, aber Innenminister Alexander Dobrindt hat diese Möglichkeit weitgehend eingefroren. Die neue deutsche Abschottungspolitik hat im Gegenteil das Ziel, möglichst viele der Verfolgten, die schon hier sind, wieder abzuschieben.

Müssten wir nicht ein ureigenes Interesse daran haben, Freiheit und Sicherheit auf der Welt zu fördern – und damit natürlich auch die Menschen, die sich dafür einsetzen?

Natürlich. Wir Menschenrechtsorganisationen sind entsetzt über diese neue Praxis. Es gibt derzeit zahlreiche Personen mit bewilligten humanitären Visa für Deutschland, die in Nachbarländern festsitzen, weil sie trotz Visum nicht einreisen dürfen. Das ist widerrechtlich und demokratiezersetzend.



Geschäftsführerin Martina Bäurle hat für Ihr Engagement für die Menschenrechte in diesem Jahr das Bundesverdienstkreuz am Bande erhalten.

Foto: Daria Preuss

Merken Sie in Ihrer täglichen Arbeit, das sich der politische Wind gedreht hat?

Der ganze Abschiebe-Diskurs hat die gesellschaftliche Debatte verändert. Ich nehme wahr, dass die Menschen aggressiver und abweisender geworden sind und habe durchaus Angst, dass man uns irgendwann verbietet, unsere Stiftungsgäste einzuladen. Immerhin haben wir Hamburg hinter uns, das gibt natürlich ein Stück Sicherheit. Es sind auch schon Gäste angegriffen worden – zum Beispiel ein Journalist aus Äthiopien. Da hilft die aktuelle Stadtbild-Diskussion überhaupt nicht.

Ihre Stiftung möchte den Menschen zu einer Auszeit verhelfen.

Was bleibt von dieser Idee, wenn Ihre Gäste dann hier in Deutschland erneut zu Opfern werden?

Es ist beschämend, aber zum Glück in all den Jahren bisher auch erst zweimal vorgekommen. Die Menschen kommen meist traumatisiert hier an und brauchen wirklich eine sichere Umgebung. Noch gibt es diese hier, denn die Mehrheitsgesellschaft wählt nicht die AfD. Das sollten wir uns auch nicht einreden lassen.

Wie lange benötigen Ihre Gäste, um in der Sicherheit anzukommen?

Anfangs sind die meisten sehr vorsichtig, gedrückt. Man merkt ihnen die Last und die Erlebnisse der letzten Monate oder sogar Jahre an. Der ukrainische Journalist Stanislav Asyev hat zum Beispiel 30 Monate im berühmten Folterkerker „Isoljazija“ verbracht, bevor er im Rahmen eines Gefangenenaustausches frei und Ende 2022 nach Hamburg kam. Nach einigen Monaten spürt man in der Regel einen langsamen Wandel. Der Körper und die Psyche erholen sich. Ich freue mich dann immer sehr über das erste Lächeln, eine wachsende Offenheit. Sie müssen sich vorstellen, dass es für diese Menschen eine völlig neue Erfahrung ist, einfach durch den Park zu spazieren und keine Angst davor zu haben, plötzlich von hinten überwältigt und ver-

Die Hamburger Stiftung für politisch Verfolgte wurde am 12. September 1986 vom Ersten Bürgermeister Klaus von Dohnanyi gegründet. Sie lädt verfolgte Menschenrechtler*innen, Journalist*innen oder Künstler*innen für ein Jahr nach Hamburg ein. Seit der Gründung hat die Stiftung rund 300 Stipendiat*innen eine Auszeit verschafft. Mehr Infos unter: www.hamburger-stiftung.de

schleppt zu werden. Das führt manchmal zu ganz besonderen Momenten.

Haben Sie ein Beispiel?

Wir hatten einmal einen tschetschenischen Stiftungsgast, mit dem ich mich um 15 Uhr für einen Termin verabredet hatte und als ich an der Tür klingelte, öffnete er im Schlafanzug. Auf meine überraschte Frage hin, entschuldigte er sich und erklärte, dass er zwei Jahre lang vollständig angezogen mit Schuhen geschlafen hat und es jetzt so sehr genießt, einen Schlafanzug tragen zu können, dass er einfach vergessen hat, sich umzuziehen. Das hat mich sehr berührt. Denn es ist genau diese Sicherheit, die wir bieten wollen und können. Niemand von unseren Gästen versteht sich als Flüchtling, alle wollen zurück und sich dort weiter für Demokratie und Freiheit engagieren.

Sie beschreiben, dass die mit dem Stipendium einhergehende Prominenz wie ein Schutzschild für die Menschen wirkt, wenn sie wieder in ihre Heimat zurückkehren ...

Toi toi toi, bisher ist noch niemand nach der Rückkehr verhaftet worden. Das Motto von Amnesty International, Namen publik und sie so bekannt zu machen, scheint durchaus eine wirksame Strategie. Der Vorsitzende unserer Stiftung ist immer der Erste Bürgermeister Hamburgs, der ja den Rang eines Ministerpräsidenten hat. Damit lädt Deutschland unsere Gäste ein und das war lange Zeit ein Signal an die Länder, in denen sie verfolgt wurden. Mittlerweile gibt es aber viele Autokraten, denen wahrscheinlich auch das egal ist.

Hatten Sie eigentlich schon einmal einen Gast aus Europa?

Es gab Bewerbungen, aber sie wurden

vom Vorstand nicht ausgewählt.

Welches Signal würde es senden, wenn Sie zum Beispiel einen Menschenrechtler aus Ungarn einladen würden?

Ein schwieriges, denn die EU besteht ja offiziell aus Demokratien. Aber mit dieser Frage wird unser Vorstand sich vielleicht irgendwann auseinandersetzen müssen.

Eine Bewerbung aus den USA ...

Hatten wir bisher nicht (lacht). Ich muss schmunzeln, weil es eigentlich absurd ist, überhaupt darüber nachdenken zu müssen. Aber Sie haben natürlich Recht, je nachdem, wie sich die Lage in den USA weiterentwickelt, wäre das denkbar.

Wie blicken Sie persönlich auf Ihre Arbeit?

Sie gibt mir unheimlich viel zurück, weil ich die wunderbare Möglichkeit habe, wirklich zu helfen und gleichzeitig so viel von den Menschen lerne, die zu uns kommen. Es gibt unzählige schöne kleine Geschichten in all dem Leid, die aufbauen – Frauen, die hier Fahrradfahren oder Kinder, die Schwimmen lernen. Einmal hatten wir einen Gast, dessen sehnlichster Wunsch es war, nach Afrika zu reisen. Also habe ich ihn mit einem früheren Stipendiaten aus Simbabwe zusammengebracht und in den Flieger gesetzt.

Selbstwirksamkeit motiviert ...

... total. Viele von denen, die bei uns waren, haben in Hamburg Kraft getankt und in ihrer Heimat wieder exponierte Positionen eingenommen. Ihre Stimmen haben wir erhalten.